



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 5.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Taubenfreundschaft.

Nach Geschehenem erzählt von M. von Konarski.

Der Vergleich „so sanft wie eine Taube“ hat sich bei uns dermaßen eingebürgert, daß er zum Sprichwort wurde und allgemein die Ansicht verbreiten half, daß dieses Tier die Sanftmut selbst sei. In Wirklichkeit leben aber die Tauben geradeso neben- und miteinander wie andere Tiere, ja, man muß sogar sagen, wie auch viele Menschen: sie haben ihre Streitigkeiten, sie kämpfen gegeneinander — und das alles meist nur eines guten Bissens wegen, den eines dem andern wegschnappen möchte.

Zwei Paare jedoch von unseren Tauben, die mein Bruder und ich aufzogen, ein rotes Perücken- und ein silbergraues Möwenpärchen, machten eine rühmliche Ausnahme. Vielleicht waren sie gegen andere ihres Geschlechtes nicht weniger rechthaberisch als diese selbst gegen ihresgleichen, aber unter sich hielten die vier gute Kameradschaft. Im Taubenschlage hatten sie ihre Plätze dicht nebeneinander, im Hofe gingen sie gemeinsam spazieren, und an den Futterplätzen sorgte ein jedes für das andere — sobald es selbst satt war. Als gute Nachbarn „kappelten“ sie sich wohl einmal ein wenig, bekamen Meinungsverschiedenheiten, doch ihre Streitigkeiten schlugen nie in Bosheiten um, und sie kamen im ganzen prächtig miteinander aus.

Doch ihr schönes, friedliches Zusammenleben sollte ein Ende nehmen. Das Möwenweibchen wurde krank. Traurig saß es auf dem Fleck, rührte und regte sich kaum, fraß nichts mehr von den Bissen, die die andern und besonders sein treubeforgtes Männchen brachten, und starb nach einigen Tagen. Der einsame Witwer gab sich einem tiefen Grame hin. Alle Lebenslust schien ihm abhanden gekommen, das Futter schmeckte nicht recht, und zu den schönen, großen Ausflügen, die er sonst mit den andern Pärchen unternommen hatte, wollte er sich auch nicht mehr verstehen. Die Perückentauben trauerten ehrlich mit ihm, gingen ihm kaum von der Seite und suchten ihn auf alle Art zu zerstreuen und aufzumuntern. Dies gelang ihnen denn auch nach und nach, und nun lebten sie zu dritt in schönster Eintracht und Freundschaft weiter.

Eines Tages machte sich das Perückenweibchen ans Eierlegen. Es war nun in das Alter gekommen, da man sich nach Familie sehnt und junges Leben um sich herum haben will; deshalb hielt es sich eifrig an das Legegeschäft. Als sechs Eier beisammen waren, schien ihm die Zahl genügend; denn eine Nachkommenschaft von sechs Köpfen will immerhin schon durchgefüttert sein. So begann das Brüten.

Bei den Tauben erfordert das Brutgeschäft weniger Geduld als bei den meisten andern Vögeln, weil das Taubenmännchen das Weibchen ablöst und die Eier mit bebrüten hilft. Unsere kleine Perückenfrau hatte es besonders gut.

Nicht nur, daß der Ehemann getreulich half, auch der Freund, der Möwentäuberich, wollte seinen Anteil an der Mühe haben und setzte sich öfters auf die Eier, so daß das eigentliche Elternpaar immer noch ganz vergnügt ausschwirren und sich draußen in der schönen Gotteswelt tummeln konnte. Und als sechs rote Perückenköpfe aus dem Neste ragten und sechs hungrige Schnäbel von morgens bis abends schrien und sperrten, da war es wieder der Möwenwitwer, der sich eifrig bemühte, Futter herbeizuschleppen und die Räder satt zu machen. Er versah in einer Person die Stelle einer guten Kinderwärterin, eines lieben Onkels und eines getreuen Ernährers, und die Kleinen hingen mehr an ihm als an den eigenen Eltern.

Sie wuchsen schnell, und es waren noch keine vier Wochen um, als das Perückenweibchen schon wieder den Drang in sich fühlte, eine Brut aufzuziehen. Jedenfalls war ihm die Kindererziehung das erste Mal allzusehr erleichtert worden, und so schickte es sich wieder an, Eier zu legen. Bald aber machte sich Platzmangel bemerkbar, der von den Perückeneltern immer unangenehmer empfunden wurde. Sie hatten nur noch Sinn für die kommende Brut, während die erste ihnen ganz gleichgültig geworden schien; und nach der bei den Tauben üblichen Sitte, die Jungen sich selbst helfen zu lassen, sobald sie dazu imstande sind, stießen die Eltern eines Tages ihre sechs Erstlinge aus dem Neste und widmeten sich dann mit verdoppeltem Eifer dem neuen Brutgeschäft.

Diesmal aber half ihnen kein Freund. Im Gegenteil, die Eintracht, die zwischen dem Möwentäuberich und dem brütenden Paare bestanden hatte, war in Stücke gegangen, und alle Liebe, deren der einsame Witwer fähig war, wandte er den verlassenen Pflegekindern zu. Wohl hätten sie sich helfen können, wenn die bittere Notwendigkeit sie dazu gezwungen hätte, aber durch die Fürsorge ihrer drei Erzieher waren sie verwöhnt worden; die so plötzliche und unvermittelte Ausweisung seitens ihrer Eltern traf sie deshalb hart.

Was tat da der gute Onkel? Er nahm die ganze Gesellschaft zu sich, fütterte und versorgte sie weiter und unterzog sich geduldig jeder Mühe, bis sie flügge und groß genug geworden waren, um sich nun leicht allein durch die Welt zu helfen. Als er aber das große Erziehungswerk beendet hatte und es wieder still um ihn herum geworden war, da ging er noch einmal auf die Freierei. Er nahm ein Möwentäubchen zum Weib, das vor kurzem auf den Hof gekommen war, und es dauerte nicht lange, da sahen sich beide von einer Schar junger Möwentauben umgeben, die nun ebensoviel Zeit und Liebe beanspruchten wie vordem die jungen Perückentauben.

Die Anlage eines Herbariums.

Von Magda Trott in Charlottenburg.

Wenn rings die Natur erwacht, wenn sich Garten, Feld und Wald wieder mit Blumen schmücken, dann erwacht auch in jedem Menschen das Interesse für Botanik. Die Kenntnis der Pflanzenwelt bringt so viel Interessantes mit sich, daß es unserer Jugend dringend anzuraten ist, sich ein Herbarium anzulegen. An dem getrockneten Material kann man die Merkmale der Pflanzen jederzeit studieren, ja selbst zu mikroskopischen Untersuchungen lassen sich einzelne Teile benutzen. Und wie wichtig kann diese Kenntnis vielleicht einmal für den späteren Lebensweg des Sammlers werden. Man denke nur an den Gärtnerberuf, den des Landwirtes, des Forstmannes und anderer mehr.

Die Anlage eines Herbariums erfordert so wenige Kosten, daß auch alle, die mit geringem Taschengelde rechnen müssen, sich ein solches Sammelwerk anlegen können. Soll aber das Herbarium seinen Zweck erfüllen, will man wirklich Freude daran haben, so ist Grundbedingung, daß seine Anlage richtig und zweckmäßig geschieht. Allen Anfängern seien daher die wichtigsten Ratsschlüsse hiermit gegeben.

Beim Sammeln der Pflanzen wähle man möglichst vollständige, mit Blüte und Frucht versehene Exemplare. Anfänger machen gar häufig den Fehler, die Pflanzen weit über der Erde, ohne die Grundblätter abzuschneiden. Ein solches Verfahren entspricht nicht dem Zweck des Herbariums, will man doch die Pflanze später genau nach ihrer Gattung bestimmen können. Man nehme daher mit der Pflanze auch einige Wurzeln heraus, ebenso Sorge man dafür, daß die Grundblätter nicht verloren gehen. Sind Ausläufer vorhanden, so sind auch sie sorgfältig mit der Pflanze für das Herbarium vorzubereiten. Man tut gut, von jeder Pflanze zwei oder drei Exemplare zu pressen, einmal um später das Beste auszuwählen, andernfalls aber kann man durch Austausch sein Herbarium auf billige Weise bereichern. Gibt es von einer betreffenden Pflanze eine männliche und eine weibliche Gattung, so sind beide Arten dem Herbarium einzuverleiben. Bei Pflanzen mit Früchten muß man den Höhepunkt der Blütezeit abwarten, weil dann bereits schon die Früchte angesetzt sind. Handelt es sich um Pflanzen, die Früchte erst dann ansetzen, wenn die Blütezeit längst vorüber ist, so muß man mehrere Exemplare pressen, einmal zur Blütezeit und später beim Ansetzen der Frucht. Ist die Pflanze für das Herbarium zu groß, so wird sie sorgfältig in einzelne Teile zerlegt, aber nicht etwa nach Belieben in der Mitte durchgeschnitten, sondern die Wurzel mit den Grundblättern besonders, der mittlere Stengel mit den zahlreichen Blättern ebenfalls und dann erst die Blüte, an der man den Stengel so lang läßt, wie eben der Raum des Herbariums es gestattet.

Selbstverständlich darf man Pflanzen, die für das Herbarium dienen sollen, nicht stundenlang in den Händen tragen. Geht man auf die Suche, so versehe man sich mit Blechbüchsen oder einigen Bogen Löschpapier. Da hinein kommen sofort nach dem Entfernen aus dem Erdreich die Pflanzen und werden behutsam nach Hause geschafft, möglichst jeden Druck auf Stengel, Wurzel und Blüte vermeidend. Sammelt man Wasserpflanzen, so hat man die Blechbüchse mit Wasser zu füllen und die Pflanzen in solchem Zustande heimzubringen. Daheim angekommen muß man sofort an die Zubereitung für das Herbarium gehen. Nasse Pflanzen werden vorerst mit Löschpapier abgetrocknet, allzu saftige Pflanzen werden in kochendem Wasser abgebrüht oder mit einem heißen Plättchen zwischen Löschpapier geplättet. Dann beginnt das Einlegen. Man bringt die Pflanze sorgfältig zwischen Löschpapier, breitet Blüten und Blätter glatt auf dem Papier aus, was äußerst sorgfältig geschehen muß, damit der Stengel nicht etwa die Blütenblätter zerdrückt. Man halte alles möglichst bereit. Auf das Löschpapier, in dem sich jetzt die ausgebreitete Pflanze befindet, kommen je nach Dicke der Pflanzenteile drei bis zehn Bogen weiteres Löschpapier, oben und unten, und nun erst kommt alles in die Herbariumspresse. Anfänglich wird die Presse nicht zu stark angezogen, erst am nächsten Tage darf man sie fester schrauben, um am dritten Tage abermals fester zuzudrehen. Nach Verlauf des dritten Tages wird die Pflanze aus dem Löschpapier herausgenommen, das Papier durch tadellos neues ersetzt und abermals kommt die Pflanze mit mehreren anderen Löschpapierbögen unter die Presse. Je nach ihrem Saftgehalt wird sie nun in ein bis drei Tagen völlig getrocknet sein. Darauf wird sie aus dem Löschpapier entfernt, auf einen Bogen glatten weißen Papiers gelegt und dort mehrfach mit gummierten schmalen Papierstreifen festgeklebt. Darunter kommt die deutsche und die lateinische Bezeichnung, das Datum des Einsammelns und der Fundort. Hat man Platz

auf dem Bogen, so kann man einzelne, besonders von derselben Pflanze gesammelte Blätter und Blüten noch an den Seiten befestigen.

Dies ist das Verfahren, wenn es sich um Durchschnittspflanzen handelt. Hat man es aber mit ganz besonders feinen und zarten Blättern und Blüten zu tun, denen man gern ihre Farbe erhalten möchte, so sind sie in weiches, weißes Seidenpapier oder in eine dünne Schicht ungeleimter Watte zu legen, um die dann erst das Löschpapier geschlagen wird. Bei der Wattedeckung achte man darauf, daß sie möglichst gleichmäßig über die Pflanze verteilt wird. Hat man Pflanzen zu bearbeiten, deren Blätter und Blütenblätter sich besonders durch samtartigen Schimmer auszeichnen, so ist es ratsam, ihnen als erste Umhüllung einen Bogen weißes glattes Schreibpapier zu geben, das dann erst in mehrere Bogen Löschpapier gelegt wird. Der Saft der Pflanze wird durch das glatte Papier hindurch von dem Löschpapier aufgesaugt und durch dieses Verfahren behalten die Blätter ihren samtartigen Glanz.

Der Anfänger wird gut daran tun, sich mit dem Pressen der einfachen Pflanzen zu begnügen. Ist er aber erst einmal weiter fortgeschritten, dann kann er auch Moose und Pilze seinem Herbarium einverleiben. Das Trocknen dieser beiden Arten ist allerdings nicht einfach. Bei Pilzen gibt es verschiedene Methoden; am einfachsten ist es, den größten Teil der inneren Fleischmasse zu entfernen und dann die auf solche Weise erhaltene Haut der einen Hälfte des Hutes und einen Längshälfte des Stieles auf das Papier so übereinander zu kleben, daß der Pilz gleichsam natürlich vor dem Beschauer steht. Außerdem ist aber auch noch ein dünner Längsschnitt durch einen ganzen Hut mit aufzukleben, um Gestalt und Farbe des auf der Unterseite des Hutes befindlichen Hymeniums zu zeigen.

Die Anordnung des Herbariums bleibt natürlich dem Besitzer überlassen. Es ist allerdings ratsam, wissenschaftliche Grundsätze wahren zu lassen und alle Bogen mit Exemplaren derselben Spezies in einen gemeinsamen Umschlagbogen zu legen, der an dem Umschlagbogen den Namen der Spezies trägt. Zusammengefaßt werden alle diese Spezies zu einer Gattung, die abermals einen Umschlagbogen bekommt. Das Herbarium muß möglichst trocken aufbewahrt werden. Man achte darauf, daß die Regale, die zu seiner Aufnahme bestimmt sind, an recht trockenen Zimmerwänden stehen. Auch ist das Herbarium öfters einmal durchzublütern, damit sich in ihm keine Insekten festsetzen, die gar schnell ihr Zerstörungswerk an den getrockneten Pflanzen beginnen. Das Format des Herbariums soll mindestens 23 zu 35 Zm. betragen; es ist aber besser, man wähle es noch etwas größer, weil man dann größere Pflanzen nicht so oft zerschneiden oder umzubiegen braucht.

Man wird rasch sein Herbarium lieb gewinnen und mit Freude und Eifer an die Arbeit gehen, um das Sammelwerk recht reichhaltig auszugestalten. Gar vielen wird das Herbarium in einsamen Stunden ein treuer, lieber Freund werden.



Der Hut im Wandel der Zeit.

Von A. M. Witte.

Während in unkultivierten Ländern das Tragen eines Hutes von jeher lediglich dem Bedürfnisse entsprang, sich vor dem Einflusse der Atmosphäre, der Kälte oder den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, galt in den kultivierten Ländern seit alter Zeit der Hut als das Attribut des freien Mannes, von dem sich dann nach und nach die verschiedensten Sinnbilder geistlicher wie weltlicher Macht — die Königsbinde, die Mitra, die Tiara, die Krone — entwickelten.

Freilich hat auch der Hut selbst große Wandlungen durchgemacht, denn die Kopfbedeckung der alten Ägypter, die zu beiden Seiten in geraden, gleichmäßigen Falten bis auf die Brust herunter hing, und die selbst Helden nicht verschmähten,

glich sehr viel mehr einer Art Haube; und den aus Tierfell hergestellten Hut der alten Griechen würden wir heute als „Kappe“ bezeichnen, die die heutige Männerwelt sicher verschmähte, obgleich die Automobilisten auch eigentlich nicht das tragen, was man im Grunde genommen mit „Hut“ zu bezeichnen pflegt. — Zahlreiche Gesetze beschäftigten sich einst mit dem Hut. Der stolze, freie Römer durfte ihn tragen. Dem Sklaven war er verboten. Erst mit der geschenkten Freiheit ward auch diesem der Hut, der Pilleus, gestattet. Darum werden in alten Schriften zuweilen die Freigewordenen als „die mit dem Hute Beschenkten“ bezeichnet. — Nach der Ermordung Cäsars, der übrigens seinerseits als Zeichen der „Herrscher“-Macht bereits die Königsbinde trug, die man zuerst nur den Göttern zugestanden hatte, ließen Brutus und Cassius Münzen schlagen, die als „Zeichen der Freiheit“ einen Hut zwischen zwei Schwertern zeigten. Ähnliche Münzen gab es später in den Niederlanden, als diese sich von dem spanischen Joch befreit hatten.

Im Zeitenlaufe kannte man dann verschiedene Arten von Hüten, die als Attribute ganz bestimmter Würden galten. So gab es ein viereckiges Barett in dunkelroter Farbe: der Doktorhut, der dem betreffenden Promovierten bei der feierlichen Doktorwahl aufgesetzt wurde. Die „Erwerbung des Doktorhutes“ ist heut nur noch ein Symbol. Auch Magistratsbeamte waren als solche durch ihre Hüte gekennzeichnet. Aus violetter oder purpurfarbigem, goldgesticktem und hermelinverbrämtem Sammet wurden die Fürsten-, Kurfürsten- und Herzogshüte gearbeitet; welche jetzt nur noch als Helmkleinod in verschiedenen Wappen zu sehen sind, teilweise sogar als Träger anderer Figuren. Aus jenen fernen Tagen erhielt sich aber noch immer der Kardinalshut, sowohl in seiner altertümlichen Bedeutung als in der Praxis. Noch immer erfolgt die „Hutaufrückung“ des Kardinals unter ganz bestimmten feierlichen Zeremonien. Ebenso erhielten sich die verschiedenartigen Hüte der katholischen Priester und das schwarze Barett des evangelischen Predigers, wie denn auch seit einiger Zeit die Juristen wieder ein zu ihrer Amtstracht zählendes ähnliches Barett tragen.

So blieb durch den Wandel der Zeiten hindurch der Hut stets das, was er so lange gewesen, ein Zeichen der Würde. Die einzigen Ausnahmen kannte das 12. Jahrhundert in den orangegebliebenen, spitzen „Judenhüten“, welche auf Befehl der Obrigkeit alle Israeliten tragen mußten, um als solche kenntlich zu sein; den Schellenhüten der Hofnarren, und dem Brauche, Verbrechern, die am Pranger standen oder zur Richtstatt geführt wurden, einen Hut mit einer Spottinschrift aufzusetzen.

Als nach und nach die Höflichkeitsform austauchte, beim Gruß den Hut abzunehmen, entleierten sich alle, die einen hohen Rang einnahmen, doch nur sehr ungern dieses Zeichens der Würde, so daß es z. B. in Spanien zu einer ungeheuer wichtigen Etikettefrage wurde, wen man auf diese Art zu grüßen habe, und einzelnen Granden der Vorzug blieb, selbst in Gegenwart des Königs den Hut aufbehalten zu dürfen.

Schiller schildert im „Tell“, wie Gessler die freien Schweizer ganz besonders durch den Befehl demütigen will, den Herzogshut von Österreich zu verehren. Tell wird festgenommen, weil er dem Hut die „Referenz“ verweigert; und im „Wallenstein“ erklärt der Kellermeister:

„Des Menschen Zierat ist der Hut, denn wer den Hut nicht sitzen lassen kann vor Kaisern und Königen, der ist kein Mann der Freiheit.“

Das weibliche Geschlecht hat lange Zeit den Hut für sich überhaupt nicht in Anspruch genommen. Es schützte sich durch Tücher, später durch Hauben vor der Unbill des Wetters. Als aber die Edelfrauen an den Jagden und Reiterbeizen mehr und mehr teilnahmen, setzten sie ruhig denselben Filz-Reithut auf, wie ihn die Männer trugen. Maler wie Rubens, Rembrandt und Gainsborough hatten bereits schon vor dieser Zeit die Damen besonders gern mit Hüten gemalt und ihnen in Ermangelung von Frauenhüten ihre eigene Kopfbedeckung aufgesetzt; in den meisten Fällen eine ungemein reizende Wirkung damit erzielend. Dann wurden für Frauen andere Formen gewählt, die sich zumeist der bestehenden Haartracht anpaßten; und schließlich änderte sich die Hutmode für das weibliche Geschlecht fortwährend.

Freilich haben sich im Laufe der Jahrhunderte auch die Herrenhüte manche Wandlung gefallen lassen müssen. Auch sie unterlagen einzelnen Modellaunen und wechselten in Form und Material.

Unter Ludwig XIV. kannte man den sogenannten Zweispitz, unter Friedrich dem Großen den Dreispitz, den selbst das Militär

trug, und dann folgten verschiedene Formen, hoch und niedrig; breit und schmal. Mit einer Kopfbedeckung kommt die elegante Herrenwelt auch nicht mehr aus. Auch sie trägt zum Sport, zu Visiten, zur Reise usw. stets andere Hüte. Wie diese aber einst überhaupt „Vorrecht des Herrn“ waren, so gilt heutzutage der Zylinder, mehr noch der Klapphut dafür. Rettete sich doch überhaupt ein letzter Rest des ehemaligen „Zeichens der Würde“ in die Neuzeit hinüber. Wie es im Altertum den Sklaven verboten war, Hüte zu tragen, und im Mittelalter die „Kleiderordnung“ leibeignen Bauern und Personen dienenden Stände dieses Vorrecht gleichfalls aberkannte, erhielt sich freilich „ungeschriebenes“ Gesetz der Brauch, daß Dienstmädchen und Arbeitsfrauen auf Berufswegen eigentlich niemals Hüte aufsetzen und es weder einem Laufburschen noch einem Lehrling einfallen würde, einen Zylinderhut zu tragen. Auch fand schon hier und da die Sitte Einlaß, daß das weibliche Personal in den Hotels wie in vornehmen Haushaltungen weiße „Mützchen“ aufsetzt, die in Hamburg allgemein in Gebrauch sind.

Eigenartig ist es, daß während die christliche Herrenwelt im Gotteshaus das Haupt entblößt, die Israeliten beim Gebet dasselbe bedecken. Scheinbar entspringt dieser Brauch der alten Gewohnheit der Orientalen, die sich einst im Süden vor den sengenden Sonnenstrahlen schützen mußten. Als Schutz betrachtete ihn in den letzten Monaten auch die Frau nicht mehr, denn man sah die Damenwelt häufig genug auf der Straße — ohne Hut. Siemlich unlogisch trug sie ihn dafür bei größeren Frühstücken im geschlossenen Raum. Er galt also mehr als „Schmutz“ des Hauptes.

Das Sprichwort beschäftigt sich übrigens auch mit dem Hute. Es erkennt die Schwierigkeit, viele Menschen zu der gleichen Ansicht zu bekehren, durch die Bemerkung an: Es ist nicht leicht, alle unter einen Hut zu bringen! Ebenso lehrt die Volksweisheit, daß Höflichkeit zum Ziele führt, wenn sie spricht:

„Mit dem Hut in der Hand
Kommt man durch das ganze Land.“

PO

Knacknuß.



Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.



Die Spinne und der Kohlweissling.

Von R. Sylvestr.

Ein Kohlweissling hatte sich eben ermüdet seinen Lustreisen, an einer sonnigen Steinmauer niedergelassen, um etwas zu rasten und hielt an Umschau in seiner nächsten Umgebung. Da gewahrte er gleich neben ihm in einer Mauerlücke eine große Spinne, die eifrig ihr Netz ausbesserte, das eine ungeschickte Hummel zerrissen hatte. „Pfui!“ machte er und rückte mit allen Zeichen des Abscheues ein paar Schritte beiseite, denn alles konnte er leiden, nur die häßlichen Spinnen nicht. Die Spinne hatte den Ausruf wohl gehört und jörnig sah sie auf den leichtbeschwingten Sommergast. „O du Windbeutel“, sagte sie, „tu nur nicht gar so vornehm — wenn du gleich noch schöner bemalt wärst, ich möchte doch nicht mit dir tauschen.“ Da lachte der Kohlweissling hell auf: „Hahaha“, lachte er, ich möchte noch weniger mit dir tauschen, du Stubenhocker. Kennst ja die Welt nur, so weit du siehst — einen Tag wie den andern hochst du in deinem Nest; solche Trägheit gibt es ja weit und breit nicht. Da habe ich ein ganz anderes Stück Welt gesehen, trotz meiner Jugend. Man lebt ja nur so kurze Zeit, da muß man das Leben auch genießen. Ach, der schöne Kohl draußen im Felde, und die tausend Blumen, und der prächtige Sonnenschein — heute hier, morgen dort, jeden Tag etwas anderes, Neues sehen — das alles kann man nicht genießen, wenn man immer nur an einer Stelle sitzt wie du. Ach, und die Welt und das Leben ist so schön!“ „Ei ei“, mußte die Spinne jetzt auch lachen, dann aber sagte sie ernst: „Du Lustfuss sprichst halt wie alle deiner Art — so kann nur die unerfahrene Jugend sprechen. Danke dem Schöpfer, wenn du so glücklich bist und das Leben so vielseitig genießen kannst, ich beneide dich aber deshalb nicht, weil mir mein Leben weit wichtiger in der Schöpfung dünkt als das deinige. Merk dir das, junger Fant: es genügt nicht, wenn das Leben nur schön und genussreich ist, nein, das Leben muß auch nützlich sein! Mein Leben ist freilich recht eintönig und genussarm, aber mir tut auch niemand etwas zu Leide, weil ich durch Vertilgung der lästigen Fliegen und Mücken den Menschen nütze. Und du? — du bist in Deinem lichten Gewande nichts als ein Taugenichts, ein arger Faulenzer und Tagedieb, der nach allem Lebensgenuss großen Schaden anrichtet — der dem Landmann seinen mühsam erbauten Kohl vernichtet und deshalb mit Recht überall zum schädlichen Ungeziefer gezählt und schonungslos getötet wird. Freue dich also, so lange du noch kannst — vielleicht in kurzer Zeit schon ereilt auch dich die wohlverdiente Strafe. Der Kohlweissling hatte aber für die ernstesten Worte der Spinne nur ein spöttisches, unglaubliches Lächeln und flog stolz davon. Noch aber war keine Stunde verflossen, da zappelte er als Gefangener in dem Netz eines Knaben, und weil es eben nur ein schädlicher Kohlweissling war, wurde er schonungslos getötet. Die Spinne aber fing noch lange ungestört Fliegen und Mücken in ihrer Mauerlücke zum Nutzen für Mensch und Tier.



Die Keimkraft der Samen.

Von der Keimkraft der Samen wurden in verschiedenen wissenschaftlichen Werken die verblüffendsten Wunder erzählt. Es wurde ausgeführt, daß es manche Samen gibt, die geradezu als unsterblich bezeichnet werden müssen, da ihre Keimkraft noch nach Jahrtausenden erhalten blieb. Am bekanntesten ist die Geschichte des sogenannten Mumienweizens aus den Pharaonengräbern Ägyptens, von Samen also, die aus den Tagen der Pharaonen stammen und noch in unserer Zeit Keimkraft besaßen. Diese Geschichte ist mehrfach einwandfrei ins Reich der Legende verwiesen worden. Tatsache ist aber, wie Philippen im „Prometheus“ bemerkt, daß verschiedene, besonders ölhaltige Samen ihre Keimkraft außerordentlich lange Zeit hindurch zu bewahren vermögen. Der Berichterstatter untersuchte einen bei Groß-Donjim auf Göhr nahe dem Nordseestrand gelegenen gewaltigen Rübenabfallhaufen, dessen Kulturschichten in den Zeitraum von 1000 v. Chr. bis 1200 n. Chr. angehören. Bei der näheren Erforschung wurden neben mancherlei Alttertümern Rübensamen gefunden. Die abgehobene Erde wurde bei den Untersuchungen rückwärts in Haufen geworfen, so daß die bisher tiefer liegenden Kulturschichten auf die obere Erdschicht zu liegen kamen. Nach kurzer Zeit begannen zahlreiche dieser Rübsamen zu keimen, und bald grünte es überall auf diesem Platz. Diese wunderbaren Pflanzen sind aber keine Kulturpflanzen im eigentlichen Sinne, sondern bis zum Unkraut degeneriert. Am wahrscheinlichsten ist also die Annahme, daß in vergangener Zeit der Rüben eine Kulturpflanze war, nach Verlassen der Ansiedlung verwilderte und jahrhundertlang auf der alten Wohnstätte gewuchert hat. Als man später den Boden wieder kultivierte, wurde dieses Unkraut ausgerottet, die Samen aber blieben in der Erde erhalten und keimten von neuem, sowie sie durch den geschilderten Vorgang ins Reich der oberen Erdschicht gelangten.



Die Hochzeit der Kinder.

In Indien lebt die seltsame Kewa Kundi-Kaste, die noch streng an der altindischen Sitte der Kinderverheiratungen festhält. In gewissen Abständen werden von dieser Kaste in der Stadt Surat und anderen Städten Massenverheiratungen von Kindern vorgenommen, wo zu gleicher Zeit oft mehrere hundert Paare den Bund fürs Leben schließen. Die Bräutigams sind meist die jüngeren. Selten ist einer älter als neun Jahre, viele von ihnen sind oft erst drei Jahre alt. Die ältesten der Bräute haben, wenn sie in die Ehe treten, das zwölfte Lebensjahr knapp erreicht, die meisten sind erst sieben Jahre alt. Viele von den Ehepaaren werden auf den Armen getragen und halten den feierlichen Zeremonien nur dadurch stand, daß sie immerzu mit Süßigkeiten gefüttert werden.

Rätsel.

Es fällt herab vom Himmel,
Sieht weißer aus als ein Schimmel,
Ist wie ein Bettchen weich,
Zerfließt zu Wasser gleich,
Und macht dann naß,
Was ist wohl das?



Was denkt der Apotheker?

Auflösung des Rätsels in Nr. 4.

Die Mausefalle.

Auflösung des Buchbildes in Nr. 4.

Bild Kopf stellen, dann links von der ausgestreckten Hand des Kriegers in den Zweigen.

Richtige Lösungen der Knauf in Nr. 3 sandten ein: Hans u. Kurt Baas, Alexander Bosh, Lenchen Brenner, Karl Burkhardt, Edgar Büschel, Olga Edenbrecht, Johanna Eisel, Alfred u. Elfriede Erbe, Paul Gerhard, Fritz Gillain, Philipp Goldmann, Karl Gudes, Elise Hertel, Hugo Hufe, Emma Jordan, Joseph Kemmer, Elise Kohler, Margarete Lambitz, Erika A. Lude, Inge Müller-Waldenburg, Fritz Philippi, Marga u. Wilhelm Rienecker, Karl u. Emma Secker, Klara Selenka, Eina Scheib, Friederike von Wallershausen, Christel Wirfler, Rudolf und Heinz Wirges, Walter, Kurt und Fritz Zimmer, sämtlich in Wiesbaden, sowie H. Bovermann u. Karl Rupp in Biebrich, Adolf Dormann in Georgenborn, Elfriede Sallwey in Hofheim i. T., Egon Kischling in Mainz, Erich Otto Müller und Paul Otto Quigdorff in Sonnenberg, Wilhelm Weber in Schierstein. — Margarete Müller, Wiesbaden, Körnerstraße 6 sendet uns sogar ihre Knauf-Lösung in Versen. Sie lautet:

Dinkel, Aug' und Säge,
Wurk, Anker, dann und Has',
Rüb', Ente, Würfel, Ah,
Die folgen sich am Wege
Und Eul', Berg, Ring und Tafel,
Die bilden dann den Schluß.
„Das Wahre wahr!“ so knadt ich,
Herr Rätselmann die Auf!